

Editorial

»Jetzt, da die Wissenschaft uns geholfen hat, die Furcht vor dem Unbekannten in der Natur zu überwinden, sind wir Sklaven gesellschaftlicher Zwänge, die wir selbst hergestellt haben. Wenn wir aufgefordert werden, unabhängig zu handeln, rufen wir nach Vorbildern, Systemen und Autoritäten. Wenn wir unter Aufklärung und geistigem Fortschritt die Befreiung des Menschen vom Aberglauben an böse Kräfte, an Dämonen und Feen, an das blinde Schicksal – kurz, die Emanzipation von Angst – verstehen, dann ist die Denunziation dessen, was gegenwärtig Vernunft heißt, der größte Dienst, den die Vernunft leisten kann.«

Mit diesen Worten endet ein aus fünf Vorlesungen kompilierter Essay Max Horkheimers, dessen deutscher Titel *Zur Kritik der instrumentellen Vernunft* so programmatisch klingt wie sein amerikanisches Original dramatisch: »Eclipse of Reason«. In den USA 1947 erschienen (in deutscher Übersetzung erst zwanzig Jahre später) und damit im unmittelbaren Anschluss an die von Horkheimer und Theodor W. Adorno zuvor gemeinsam verfasste *Dialektik der Aufklärung*, konnte Horkheimers Text an deren nachhaltigen Erfolg allerdings nicht anschließen. Zwar geriet er nach dem Abflauen der weltweiten Protest- und Emanzipationsbewegungen im Laufe der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts nicht in Vergessenheit. Doch fristet er sein Dasein seitdem eher als Fußnote in den Kompendien zur Geschichte einer »Kritischen Theorie«, die in Adornos *Negativer Dialektik* 1966 einen Höhepunkt erreichte, an dem die sogenannte zweite Generation der kritischen Theorie nicht mehr anzuschließen vermochte (und es auch nicht wollte).

Dem medienkulturwissenschaftlichen *Mainstream* mag Horkheimers Text in Timbre und Terminologie tatsächlich antiquiert vorkommen, dessen Lektüre angesichts der gegenwärtigen technologischen, medialen und gesellschaftspolitischen Herausforderungen nicht mehr lohne. Allerdings verbirgt sich hinter der zuweilen snobistischen Attitüde ein scheinbar vulgärer Begriff szientistischen Fortschritts, der zumal in den Humanwissenschaften so grundlegend »dekonstruiert« scheint, dass man sein Nachleben bestenfalls mit Verwunderung quittiert. Was jedoch bedeutende Texte auszeichnet, ist ihre eigentümliche Resistenz gegen alle Versuche ihrer Historisierung. Tatsächlich besitzen sie die Fähigkeit zur Aktualisierung in jeweils veränderten geschichtlichen Konstellationen, auf die sie oft schlagartig ein neues Licht zu werfen vermögen. Horkheimers Essay ist ein solcher Text. Wer ihn aufmerksam liest, bemerkt rasch, dass es nur minimaler Perspektivverschiebungen bedarf, um ihn zu »vergegenwärtigen«. Denn die gesellschaftlichen Verhältnisse, deren »Sklaven« wir geworden seien, die willfähige Unterwerfung unter heteronome »Autoritäten« sowie die

Sucht nach simplen Deutungen und Direktiven werden als Effekte jenes *techno-ökonomischen Dispositivs* erkennbar, das den Menschen als »blindes Schicksal« gegenübertritt, dessen Wirken sie nicht durchschauen. Weshalb vor allem die seltsam verstörende Trope der *Vernunftfinsternis* eine Paradoxie aufruft, die auszuhalten zur Goldenen Regel der »Kritischen Theorie« werden sollte: dass Vernunft selbst ihren Begriff, das, was jeweils als Rationalität oder Intelligenz firmiert, wieder und wieder infrage stellen muss, um diesem Begriff Genüge zu tun und überhaupt Vernunft zu werden. Die Formel Georg Pichts, dass Vernünftigkeit heißen, »über einem Abgrund schweben«, illuminiert diesen Umstand *in nuce* wie sie zugleich mit allen Versuchen, Vernunft als formallogische Kombinatorik zu schematisieren und in sich abzuschließen, kollidiert.

Unter dem Themenschwerpunkt *digital / rational* möchte das vorliegende *Internationale Jahrbuch für Medienphilosophie* an den angezeigten Zusammenhang anknüpfen, indem es das Problem einer instrumentell verkürzten Vernunft als einer auf digitale Prozessroutinen reduzierten, mithin *digitalistisch halbierten Rationalität* thematisiert. Denn was Horkheimer einst als »instrumentelle Vernunft« apostrophierte, geriert sich heute als algorithmische Rationalität, die das Mathematische als einzigen Ort zureichender Vernünftigkeit fetischisiert. Die Mystifikation bildet den vorläufigen Höhepunkt einer wissenschaftsgeschichtlich bis tief ins 20. Jahrhundert zurückreichenden Entwicklung, im Laufe derer Kognitionspsychologie, Neurowissenschaften, Kybernetik und Informatik zu den Kardinalwissenschaften avancierten, deren Regime heute alle Fragestellungen, die den Menschen, das Leben, das Soziale, die Kommunikation, technische Innovationen, aber auch die uns umgebende Natur betreffen, zu determinieren scheinen. Mentale Akte werden durch die Reduktion *auf* und die Identifikation *mit* neuronalen Prozessen naturalisiert, um anschließend mittels computertheoretischer Modellbildungen simuliert werden zu können. Sogenannte »künstliche neuronale Netze« ersetzen die Vorstellung von »Geist« und Kreativität und damit auch ein zentrales Selbstverständnis des Menschen, um das, was uns entscheidend ausmacht, mittels *Artificial-Intelligence-* oder *Artificial-Creativity-*Programmen zu algorithmisieren und automatisieren. Die Dialektik des Sozialen mit seiner maßgebenden Kategorie des Alteritären wird mittels Feedback-Schleifen und zirkulären Kausalitäten nachgeahmt, um die Maschinen, Androiden, Cyborgs, Roboter und Avatare selbst sozialaffin zu machen und ihnen den Status »anderer Anderer« zu verleihen und uns ethisch gleichzustellen. Natürliche Environments und ihre ebenso undurchdringliche wie »unberechenbare« Totalität wird in Form »relationalistischer Ökosysteme« rekonstruiert, eingemeindet und unter rückhaltlose Kontrolle gestellt. Dabei besteht das Problem nicht darin, ob »Maschinen denken können«, wie einst Alan Turing fragte; ob die Automation kognitiver Prozesse eine künftige maschinelle Intelligenz ankündigt,

die der menschlichen ›überlegen‹ sein könnte; und auch nicht, ob, wie es Ray Kurzweil formulierte, die »Singularität« nahe ist und Bewusstsein, Leben oder natürliche Prozesse vollständig technomorph gestaltbar seien. Solche wahlweise mit utopischen oder dystoptischen Vorzeichen versehenen Phantasmen, wie sie sowohl von den Apologeten »digitaler Kulturen« als auch von den Kritikern des »digitalen Zeitalters« kolportiert werden, mögen hoch im Kurs stehen. Doch verschleifen diese Phantasien nicht nur die kategoriale Differenz zwischen maschinellen Entscheidungs- und Problemlösungsroutinen und menschlicher Urteilskraft. Vielmehr werden nahezu sämtliche Begriffe, mit denen wir humanes Denken und humane Kulturen beschreiben – Vernunft, Denken, Unterscheiden, Reflexion, Phantasie, Empathie, Imagination, Kollaboration, Interaktion, Wissen und vieles mehr – in technoiden Kontexten aufs äußerste formalisiert und reduktiv geschrumpft: Algorithmus, Selektion, Rekursion, Operativität, Information, Mensch-Maschine-Schnittstelle und ähnliches. Durchweg sind wir mit Schwundstufen der Vernunft konfrontiert, die überall ein technologisches Vokabular auszeichnet, sodass die wesentliche Frage lautet, welche Idee von Intelligenz überhaupt, von Vernunft, Rationalität, Ökologie, Arbeit und Alterität und damit immer auch, welche Bestimmung des Menschen allein durch die unterstellte Vergleichbarkeit maschineller Operationen und menschlichem Urteilen mittransportiert und stillschweigend durchgesetzt wird. Genau an diesem Punkt setzt eine Medienphilosophie ein – im Unterschied zu den Technik-, Medien- und Kulturwissenschaften –, deren Kritik an einer digitalistisch halbierten Rationalität sich erneut die Kantische Frage nach deren Grenzen, deren Legitimität und Reichweite zu eigen macht und mit der machtkritischen Frage nach den impliziten epistemischen Restriktionen technoökonomischer Systeme verknüpft.

Es geht also bei der Analyse des gesellschafts-, wirtschafts- und wissenschaftspolitischen Großprojekts der Digitalisierung nicht nur um die Implementierung neuer technologischer Standards zur Optimierung von Kommunikation, Datengenerierung und Datenverarbeitung, von informationeller und ökonomischer Wertschöpfung oder den Systemen der Herrschaft und Kontrolle. Unter dem Gewand technischer Formatierungen, Regulierungen und Automatisierungen werden vielmehr die grundlegenden Fragen nach den menschlichen Selbst- und Weltverhältnissen sowie seiner Kultur und Sozialität virulent und neu verhandelbar. Weil sie ein Ganzes betreffen, das als Ganzes auf dem Spiel steht, können sie nur partiell und fragmentarisch angegangen werden. In diesem Sinne versammelt das diesjährige *Internationale Jahrbuch für Medienphilosophie* eine Fülle verschiedener Ansätze, die aus unterschiedlichen Blickwinkeln einerseits die mathematischen Grundlagen der Digitalisierung (Giuseppe Longo), die Paradoxien von KI-gestützter *Face-* und *Emotion-Recognition* (Sigrid Weigel),

die von Tiqqun sogenannte ›kybernetische Hypothese‹ und ihre Vorurteile (Alexander R. Galloway), die Differenzen im Entscheidungsbegriff zwischen Dezision und statistischer Selektion (Markus Rautzenberg), die Kritik am unbedingten technischen Mandat der ›Smartness‹ (Astrid Deuber-Mankowsky) bis hin zu der Kontextuierung digitaler Rationalitäten in die Politiken des Kalten Krieges und ihrer Tendenz zur Selbstverhüllung (Marcus Burkhardt) oder der Einordnung des digitalen Schemas in die ludischen Strukturen der Geld-Zirkulation (Michael Mayer) erörtern. Eine zweite Gruppe von Analysen traktiert darüber hinaus algorithmische Rationalitäten unter der Perspektive des Ästhetischen als einer ›anderen Rationalität‹ und blickt somit weniger auf die immanenten Antagonismen des Digitalen als vielmehr auf die Momente einer grundlegenden Inkommensurabilität mit anderen Formen des Denkens, etwa wenn es um die Frage der Faszination und Affizierung durch ›glatte‹ Oberflächen (Judith Siegmund), um die »Saum«- oder Randlosigkeit bei der digitalen Montage im Film (Shane Denson) oder generell um Effekte der Täuschung und »Fauxtomation« in der Konstruktion artifiziieller Wesen (Natascha Adamowsky) geht. Unmittelbar daran anschließend lassen sich ebenfalls Fragen algorithmischer Kreativität und Bildproduktion mit Bezug auf ihre ›Kunsthaftigkeit‹ diskutieren (Martin Gessmann) oder anhand von Gilles Deleuzes' Begriff des »Virtuellen« Aspekte einer digitalen Unbestimmtheit lesbar machen (Beatrice Fazi). Schließlich wird ebenfalls die Frage nach dem Schicksal und der Zukunft der »Digital Humanities« aufgeworfen, wenn stochastische Methoden der Datenverarbeitung die Praxis der Interpretation erobern und das Problem des Sinns mit scheinbarem Erfolg durch die Gesetze der ›großen Zahl‹ substituieren (Bastian Weiß). In allen Beiträgen aber zeigt sich, dass die Digitalisierung als ein nicht nur technisches, sondern vor allem epistemisches Projekt verstanden werden muss, das nicht nur darüber mitentscheidet, wer wir sind, sondern vor allem wie wir uns künftig ›gesehen haben werden‹ und auch sehen wollen. Die »Frage nach der Technik« (Heidegger) scheint damit dringlicher denn je – aber sie ist längst keine technische mehr, sondern vor allem eine rechnerische.

Neben dem Schwerpunkt *digital / rational* enthält die Nr. 6 des *Internationalen Jahrbuchs für Medienphilosophie* wie üblich weitere Rubriken. Unter dem Stichwort »Philosophien des Medialen« präsentieren wir die Übersetzung eines Auszugs aus Jessica Sequeiras Essaysammlung *Other Paradises* zusammen mit Jörg Sternagels weiterführenden Überlegungen zu *Anderen Orten* und einer allgemeinen Studie Sternagels, Elisabeth Schäfers und Volkmar Mühleis' zur Grundlegung einer performativen Philosophie des Medialen.

Unter der neu eingeführten Rubrik »Nachlass« veröffentlichen wir zudem, eingeleitet von Volkmar Mühleis, die beiden letzten Texte des Leuener Sachwalters

des dortigen Edmund-Husserl-Archivs und Mitherausgebers der *Husserliana* Rudolf Boehm – zusammen mit einem Brief Martin Heideggers an ihn.

Berlin / Zürich, im Mai 2020
Dieter Mersch, Michael Mayer

